Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 427. **Sonnabend** den 22. August 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 22. August.

Zur Beurtheilung des Gegensatzes, der zwischen dem **Kriegsministerium** und dem **Militärcabinet** sich herausgebildet hat, bringt die „Freis. Ztg." folgenden sehr beachtenswerthen Beitrag: „O wenn Sie wüßten, mit welchen Schwierigkeiten ich oft zu kämpfen habe", so äußerte einmal Kriegsminister v. Bronsart zu dem Abgeordneten Eugen Richter in einer Unterredung, welche in der Session 1894/95 unmittelbar an eine Sitzung der Budgetcommission anschloß. In dieser war kurz vorher zum Vorschein gekommen, daß die als „künftig wegfallend" bezeichnete Stelle des Commandanten von Altona durch einen dem General v. Habnke verschwägerten General neu besetzt worden war. Der Kriegsminister und der Schatzsecretair hatten das Etatswidrige des Vorganges sogleich anerkannt. Ebenso war in derselben Sitzungsperiode der Budgetcommission zur Sprache gekommen, daß in etatswidriger Weise plötzlich mitten im Etatsjahr verfügt worden war, das Lehrbataillon in der Sommerstärke auch im Winterhalbjahr zusammenzuhalten. Die Maßnahme konnte sachlich vom Kriegsminister kaum vertreten werden, denn der Zweck einer größeren Aufstellung von Wachtposten für das Neue Palais konnte auch durch jeden andern Truppentheil erfüllt werden. Gegenwärtig verlautet wiederum, daß das Militaircabinet in der Verwendung über die Dispositionsfonds des Kriegsministers demselben vorgegriffen habe. Handelt es sich um ähnliche Vorkommnisse wie damals? Darnach wird demnächst im Reichstag scharfe Nachfrage zu halten sein. Jene Vorgänge in der Militairverwaltung im Jahre 1894/95 erregten auch das besondere Mißfallen des Schatzsecretairs Grafen Posadowsky. Seitdem ist eingeführt worden, daß dem Reichstag von etwaigen etatswidrigen Vorgängen sofort bei der nächsten Vorlage des Etats Mittheilung gemacht wird."

Jedesmal, wenn irgend woher eine Kundgebung zu Gunsten des **Rhein-Weser-Elbe-Canals** erfolgt, kann man mit Sicherheit darauf rechnen, daß von agrarischer Seite Anstrengungen gemacht werden, um die Befürwortung dieses Projectes zu paralysiren. Das ist auch jetzt wieder der Fall gegenüber einer Schrift des Ingenieurs Fr. Geck, eines der eifrigsten Förderer der Sache des Mittelland-Canals, der die Rentabilität des geplanten Canal-Unternehmens auf Grund der sorgfältigsten Untersuchungen nachgewiesen hat. Im preußischen Abgeordnetenhause haben die conservativen Wortführer bei der Berathung der ersten Canalvorlage unablässig betont, daß die Frage der Rentabilität die wichtigste sei und daß von ihrer Beantwortung schließlich die Stellungnahme der conservativen Partei abhängen werde. Nun zeigt sich aber, daß, je kräftiger der Nachweis für die Rentabilität geführt wird, desto mehr die Opposition der ostelbischen Kreise gegen das Unternehmen wächst. Ingenieur Geck hat an der Hand der Entwickelung des Eisenbahn- und Wasserverkehrs dargethan, daß binnen absehbarer Zeit die Eisenbahn gar nicht im Stande sein werde, den Verkehr im rheinisch-westfälischen Industriebezirk mit einigem Nutzen allein zu bewältigen, daß aber Eisenbahnen und Canal sehr wohl neben einander rentiren könnten. Gerade die Aussicht auf den wachsenden Verkehr zwischen Rhein und Elbe scheint aber dazu beizutragen, den ostelbischen Kreisen den Canalgedanken zu verleiden. Immer wieder wird das Interesse der östlichen Landwirthschaft und das Interesse des schlesischen Kohlenbergbaues in den Vordergrund geschoben, obwohl längst nachgewiesen ist, daß die Landwirthschaft im Osten von dem Canal zum Mindesten keinen Nachtheil, die Landwirthschaft des Westens und Mitteldeutschlands aber erheblichen Vortheil von dem Canal haben würde, und obwohl längst feststeht, daß das Fernhalten der westfälischen Kohle von dem Berliner Markte wohl der englischen, nicht aber der schlesischen Kohlenindustrie zu Gute kommt. Allerdings weist der Absatz der schlesischen Kohle auf dem Berliner Markte einen Rückgang auf, aber von der Ausfüllung dieser Lücke und dem vermehrten Bedarf profitirt unter den jetzigen Verhältnissen die englische Kohle weit mehr als die westfälische. Im Jahre 1895 ist die oberschlesische Kohlenzufuhr nach Berlin um 8,3 Proc. gefallen, die westfälische hat sich um 18,8 Proc., die englische um 21,8 Proc. gehoben. Die englische Zufuhr übersteigt dabei die westfälische um das 2½fache. Ein Gutachten des Aeltesten-Collegiums der Berliner Kaufmannschaft spricht sich dahin aus, daß es nur durch den Canalbau gelingen werde, die englische Kohle zu verdrängen. Im Verhältniß zu dem großen Absatz schlesischer Kohle auf dem Berliner Markte — er übertrifft die englische und die westfälische Zufuhr zusammen um mehr als das Dreifache — würde der vermuthliche Rückgang der schlesischen Kohle nach Verdrängung der englischen in der Concurrenz mit der westfälischen Kohle voraussichtlich ein wenig bedeutender sein. Der Widerspruch gegen den Canalbau, der aus diesen Verhältnissen hergeleitet wird, kommt demnach lediglich auf eine Förderung der ausländischen Concurrenz zum Schaden der einheimischen Industrie hinaus. Die Erkenntniß dieses Sachverhalts sollte nicht ohne Einfluß bleiben auf die Stellung der ostelbischen Kreise zu dem Canalproject.

Eine Nachricht aus Washington, daß der Unions-Consul zu Apia in einer Broschüre nachweisen wolle, die auf **Samoa** infolge der Berliner Samoa-Acte geschaffenen Zustände wären eine „Ungerechtigkeit gegen die Vereinigten Staaten", ist von Bedeutung, namentlich für deutsche Interessen. Die Schrift des Consuls fällt wohl nicht ganz zufällig in die Zeit, da die Wogen wegen der Präsidentenwahl in der Union am höchsten gehen. Wir können uns im nächsten Jahre auf amerikanische Wühlereien in Apia nach früherem Muster gefaßt machen. Wenn der Consul so weit geht, von „Ungerechtigkeiten gegen die Vereinigten Staaten" zu sprechen, so mag daran hingewiesen werden, daß nach früheren Berichten der Consuln der amerikanische Handel an dem ganzen Samoa-Verkehre nur mit etwa 3 Procent betheiligt ist, während fünf Sechstel des ganzen Handels in deutschen Händen liegt; die Amerikaner sind entweder Waffenhändler, oder meist Halbcaste; alle aber Wühler ärgster Art. Als Consul wurde im Juli 1894 von Washington James Mulligan nach Apia gesandt, der sich seinen Vorgängern würdig anzureihen scheint. Die Amerikaner auf Samoa haben schon seit mehreren Jahren alles gethan, um spätere Ereignisse vorzubereiten und sich nicht mit den Eingeborenen, namentlich den Aufständischen, zu verfeinden. Als im Frühjahr 1895 der deutsche wie der englische Consul mit Unterstützung ihrer Kriegsschiffe sich bemühten, Unruhen und Kämpfe zu verhüten, hielt sich der Unionsconsul fern. Dieser stand in engsten Beziehungen zu einer Clique politischer und geschäftlicher Abenteurer, die das Land nicht zur Ruhe kommen lassen wollen, um im Trüben zu fischen und ihren Vortheil zu suchen. Der Consul Mulligan war dabei von heimischen Strömungen beeinflußt, wie aus den gleichzeitigen Erörterungen amerikanischer Zeitungen hervorging. Die „Washington Post" z. B. lobte ihn wegen seines Fernbleibens von den Berathungen der anderen Consuln. Herr Mulligan machte auch öfters, wie sein Vorgänger, Reisen in die Heimath, offenbar, um sich mit den Parteiführern zu verständigen; er war nur wenig auf seinem Posten. Anfang 1896 bildete sein Vertreter, der in den Weißblüchern häufig, aber nur wenig rühmlich genannte Viceconsul Blacklock mit dem Wühler und Waffenhändler Moors einen Ausschuß, der die jetzigen vertragsmäßigen Verhältnisse von Grund aus umstürzen sollte. Die von der Samoa-Acte geschaffenen zwei höchsten Aemter, des Oberrichters und des Municipalitäts-Präsidenten, sollten abgeschafft, alle übrigen Beamten entlassen werden ꝛc. Man hatte viele Leute dafür gewonnen, weil man darauf hinwies, daß die Steuern fast nur zur Besoldung der Beamten verwendet würden. Indeß die deutschen Firmen, die fast die gesammten Einnahmen aufbringen, betheiligten sich nicht an dem Vorgehen, vielmehr nahmen daran nur Leute Theil, deren Leistungen für den Staat recht minimale sind. Außerdem verlautete damals, die Eingeborenen auf Upolu hätten Geldsammlungen angestellt und sie ihren Häuptlingen übergeben; wie behauptet wurde, sollten diese Geldbeträge zum Ankaufe geschmuggelter Waffen verwendet werden, die zumeist von Amerika her eingeführt werden. Als Präsident Cleveland im Jahre 1894 erklärte, die Union sollte sich von der Samoa-Acte zurückziehen, entstand in der gesammten republikanischen Presse der Vereinigten Staaten eine starke Bewegung für die Annexion der Samoa-Inseln. Diese Strömung hat nach und nach einen solchen Umfang angenommen, daß der neue Präsident, auch wenn wieder ein Demokrat gewählt würde, sich ihr nicht leicht entziehen kann. Die Samoafrage wird also in den nächsten Jahren auf einen neuen Grund gestellt werden, und mit Rücksicht darauf sollte die Entwaffnung der Insulaner möglichst rasch durchgeführt werden, nachdem sie schon wiederholt in Vorschlag gekommen ist. Das allgemeine Interesse erfordert diese Maßregel, damit abermaliges Blutvergießen verhütet wird. Ganz besonders verlangen aber die deutschen Interessen dort, daß etwas Entschiedenes geschieht. Die zum Theil verwilderten Eingeborenen, die auch den Anbau vernachlässigt haben, leiden Mangel, daher sind Plünderungen und Diebstähle auf den Pflanzungen an der Tagesordnung. Da aber fast nur Deutsche dort Pflanzungen besitzen, leiden nur diese Schaden, während Amerikaner gar nicht und Engländer wenig betroffen werden.

Was bisher als das hervorstechendste Ereigniß der Wahlbewegung in **Oesterreich** erscheint, ist die Spaltung im antisemitischen Lager. Die Feindschaft zwischen Lueger und Schoenerer besteht zwar schon lange, ist aber doch bisher nicht in ein so acutes Stadium getreten, da sich Schoenerer eine Zeit lang etwas im Hintergrunde hielt. Jetzt aber hat er erklärt, hervortreten zu wollen und seine Candidatur für die Wahlen aufzustellen, um den Führer der Christlichsocialen, sowie dessen Freunde, wie er sie nennt, die Klerikalen, zu befehden. Dies wird natürlich noch eine größere Verschärfung der Gegensätze unter den Antisemiten zur Folge haben. Es muß dies schließlich eine Schwächung dieser Partei, die eine so große Bedeutung gewonnen hat, herbeiführen, doch hat es vorläufig durchaus nicht den Anschein, als ob die Spaltung den Liberalen, oder wie sie sich jetzt nennen, den Fortschrittlern irgendwie zu Gute kommen soll. Es ist daher auch kaum zu bezweifeln, daß diese aus dem Kampfe sehr geschwächt hervorgehen werden. In Böhmen besteht diese Partei überhaupt nicht mehr, und dort dürfte die Lage trotz aller Anstrengungen der Deutschen unverändert bleiben. Auch die der Polen wird sich wohl nicht verändern; Tirol, Vorarlberg und Oberösterreich sind die Domaine der Klerikalen, Kärnthen und Dalmatien die der Slowenen, Triest und Istrien die der Italiener. Der eigentliche Kampfplatz der Deutschliberalen kann also nur Unteröesterreich, Steiermark und Mähren sein. Am besten sind die Aussichten für sie in Mähren, weil dort die Deutschen über der drohenden Gefahr, die eine starke tschechische Agitation über sie heraufbeschwört, ihre Streitigkeiten vergessen und zusammenhalten. In Steiermark dagegen, wo die Deutschnationalen vorherrschen, konnte es zu einer Verständigung mit den Liberalen bisher nicht kommen; dort haben sie mit den Gemäßigten vollständig gebrochen. All dieses schadet der deutschen Sache natürlich sehr, und wenn diese auch in Mähren siegreich sein dürfte, so kann dies natürlich nicht genügend ins Gewicht fallen. In Niederösterreich sind es vier Parteien, die sich den Boden streitig machen. Die Antisemiten Lueger'scher Richtung, die an Anzahl alle anderen übertreffen und nicht nur Wien beherrschen, sondern auch auf dem Lande mehr und mehr Eingang finden, die Deutschnationalen, die Klerikalen, die sich eigentlich von den Christlichsocialen nur wenig unterscheiden, und endlich die Liberalen. Bei so vielen Gegnern (denn wie bemerkt, halten alle Parteien gegen sie zusammen) können die Liberalen auf einen Erfolg nicht rechnen, aber auch die Aussichten der Deutschnationalen sind nicht gut. Die Antisemiten sans phrase dürften wohl, unterstützt von den Klerikalen, den Sieg davontragen. Zu diesen bereits so zahlreichen Parteien kommen nun diesmal infolge des neuen Wahlgesetzes noch die Socialdemokraten, wenigstens soweit der Reichsrath in Frage steht, und diese rühren sich bereits gewaltig. Ihre Agitation ist vorläufig in Wien hauptsächlich gegen die Antisemiten und besonders gegen den Stadtrath gerichtet, dem sie zum Vorwurf machen, nichts für die Armen zu thun, während für alle möglichen anderen Zwecke immer Geld vorhanden sei. Die Kritiken sind oft so scharf, daß mehrere Versammlungen polizeilich aufgelöst wurden. Sobald sich die Socialdemokraten aber stärker fühlen, wird es wohl auch bei ihren ausgesprochenen internationalen Tendenzen die deutschnationale Partei sein, gegen die sie zu Felde ziehen werden, und diese dürfte in ihnen keinen zu verachtenden Gegner finden. Wie in Deutschland herrscht auch in Oesterreich in den Reihen der Socialen eine äußerst strenge Disciplin, deren sich keine andere Partei rühmen kann, ein blinder Gehorsam gegen die Führer. So erscheint denn das Deutschthum in Oesterreich arg bedroht.

Gestern waren es die „Rüstungen" der **Transvaal-Boeren**, welche die Jingo-Blätter veranlaßten, Mr. Chamberlain aufzufordern, mit den Boeren ein ernstliches Wort zu reden. Heute ist es, so schreibt man der „Tgl. Rdsch." aus London, ein Gesetzentwurf der Transvaalregierung, der zu neuen Klagen und Angriffen Veranlassung giebt. Der dem Volksraad vorgelegte und hier Anstoß erregende Gesetzentwurf bezweckt (wie schon kurz erwähnt), der Regierung die Gewalt zu geben, gefährlich erscheinende Uitlanders einfach ausweisen zu dürfen; und zwar heißt es in der Begründung der Novelle: „Da keine gesetzlichen Bestimmungen vorhanden sind, die der Regierung das Recht verleihen, diejenigen Fremden über die Grenze zu verweisen, welche sich den Gesetzen der Republik nicht unterwerfen oder die dem öffentlichen Frieden und der öffentlichen Ordnung gefährlich sind, so wird verfügt, daß jeder Fremde, der dem Frieden und der Ordnung

---

Feuilleton.

Sühne.

9] Roman von E. Halden.

Nachdruck verboten.

Die Festtage vergingen, es trat wieder größere Ruhe ein und der Bankier, der sich köstlich unterhalten hatte, mußte nun auch an die Abreise denken, länger durfte er aus dem Geschäft nicht fehlen. Nun gerieth die kleine Tänzerin doch in eine unangenehme Verlegenheit. Sie fand Erwin's Benehmen unverzeihlich; er hatte gewiß eine wichtige Abhaltung bekommen, doch das entschuldigte nicht sein vollständiges Schweigen. Gewiß hoffte er von Tag zu Tag einzutreffen und vielleicht nahm er es sehr übel, wenn sie dann nicht mehr da war. Andererseits verdiente er so viel Rücksicht nicht, und Herr Bach wurde immer dringender mit seinen Bitten, mit ihm zurückzukehren, so daß sie schließlich einwilligte. Am nächsten Morgen wollten sie abreisen, es that ihnen Beiden leid, die Zeit war doch eine gar zu angenehme gewesen.

Arm in Arm schlenderten sie durch den Wald; es gab noch viel zu thun; sie wollten vom Herthasee Abschied nehmen, von dem Fanny nicht besonders entzückt war, er war ihr zu düster und unheimlich, und was ihr Begleiter von den Opfern berichtete, über welche die Wogen des Sees sich geschlossen, wenn die Göttin ihren Umzug vollendet, das gefiel ihr auch nicht.

„Wollen wir eine kleine Wasserfahrt machen?" schlug Herr Bach vor.

Fanny fand es langweilig und hatte keine Lust, lieber zum Hotel zurück, wo es mehr zu sehen gab, sie mußte immer unter Menschen sein.

„Was machen denn die nur?" fragte sie neugierig, als einige Männer einen unscheinbaren Nachen bestiegen, lange Stäbe mit eisernen Haken in der Hand.

„Die wollen gewiß krebsen, es sind Angestellte des Hotels", belehrte sie Herr Bach. „Man hat mir gesagt, daß der See sehr gute und wohlschmeckende Krebse enthält, die in Krebskörben gefangen werden."

„Das müssen wir mit ansehen, das muß reizend sein", rief das Mädchen, fröhlich in die Hände klatschend, und ihr Begleiter war ganz für den Sport bereit.

Er rief einem der Leute zu, einen Kahn für sie loszumachen und sie zu fahren, sie wollten bei dem Fang helfen, und so stieg der Fischer mit seinem Haken und Käscher zu ihnen ein, während sein Gefährte den anderen Kahn allein bediente. Seite an Seite hielten sich beide Fahrzeuge, und nun begannen die Männer mit ihren langen Hakenstangen den Seegrund abzusuchen. Der erste Krebskorb kam zum Vorschein und wurde unter Fanny's Jubel seiner Insassen, mehrerer stattlicher Krebse, entledigt.

„Die sollen uns heute Abend schmecken, es wird ein köstlicher Abschiedsschmaus!" jubelte sie voller Freuden. „Schade, daß ich keine rothen Bändchen mitgenommen habe, um sie zu zeichnen, damit ich ganz sicher bin, daß ich auch mein selbstgefangenes Wild vorgesetzt erhalte."

Herr Sally Bach fand die Sache gleichfalls sehr unterhaltend, freute sich über jeden Fang und noch mehr über das Entzücken der kleinen Tänzerin, das sie allerliebst kleidete. Sie waren mit ganzer Seele bei der Sache und dachten nicht mehr daran, daß sie eigentlich zum Sonnenuntergang vom Meere sein müßten.

Plötzlich haftete der Haken des einen Fischers an etwas Schwererem, er konnte ihn nicht in die Höhe bringen und rief seinen Genossen zu Hilfe.

„Was kann es nur sein?" fragte Fanny neugierig, während die Männer aus allen Kräften zogen. „Vielleicht ein versunkener Schatz?"

Daran glaubte der Bankier nicht recht, ihn interessirte es sehr, die Fischer sahen ernst aus und gaben keine Auskunft. Nun beschlich ihn plötzlich eine schreckliche Ahnung.

„Es wird doch Niemand im See ertrunken sein?" fragte er entsetzt. „Wir wollen ans Land zurück."

Aber die Männer achteten nicht auf sein Geheiß, und Fanny, die laut aufgeschrien und sich angstvoll an ihn gepreßt hatte, war doch nicht fortzubringen, eine von Grausen erfüllte Neugier nahm sie ganz in Besitz.

Langsam und mit Anstrengung zogen die Fischer etwas Schweres in die Höhe, jetzt erreichte es die Oberfläche des Wassers, Kleider und eine weiße Hand tauchten empor, Fanny kreischte vor Entsetzen und verbarg ihr Gesicht an der Brust ihres Begleiters, der wie Espenlaub bebte. Nun faßten die Männer zu, hoben den leblosen Körper aus dem Wasser und legten ihn in den anderen Kahn, dann wandten sich beide Fahrzeuge dem Ufer zu.

Die Fremden, welche am Rande des Sees lustwandelten, hatten sich dicht zusammengedrängt, denn sie hatten von dort den schrecklichen Fund gewahrt, an ein Fortgehen dachten die wenigsten, höchstens zogen sie sich in einige Entfernung zurück. Der Bankier bebte am ganzen Körper, all seine Glieder schlotterten, aber er bemühte sich vergebens, Fanny fortzuziehen; sie hielt ihn fest umklammert, allein wollte sie um keinen Preis bleiben, aber so groß auch ihr Entsetzen war, ihre rohe Schaulust, wie sie allen ungebildeten Menschen eigen ist, hielt sie fest.

Die Fischer hatten die Leiche am Ufer niedergelegt, der eine lief nach Stubbenkammer, um das gräßliche Ereigniß zu melden. In unglaublich kurzer Zeit kam fast Alles, was sich am Menschen dort befand, an; ein Gendarm war dort stationirt, unter den Gästen befanden sich einige Juristen, und diese leiteten die Maßnahmen bis zum Eintreffen der Gerichtscommission aus Regrad, der nächsten Stadt, was vor dem anderen Morgen nicht zu erwarten war.

„Die Leiche hat bereits einige Tage im Wasser gelegen", sagten die Fischer, aber sie war doch noch wenig entstellt.

Zur Ergreifung des Thäters, sollte es sich um ein Verbrechen handeln, durfte nicht noch mehr Zeit verloren werden, man mußte zur Identificirung der Leiche und zur Aufklärung der Todesart schreiten, der Schlamm, welcher auf den Kleidern und dem Gesicht haftete, wurde entfernt, es waren die Züge eines jugendlichen Mannes, dessen Anzug noch die Spuren der Eleganz verrieth. Niemand kannte ihn; es war ein Fremder. Seine Taschen waren mit Steinen beschwert, das sprach für einen Selbstmörder, der sich auf diese Weise sein Grab in den Fluthen des Sees sichern wollte; sonst enthielten sie nichts, weder Brieftasche noch Portemonnaie, hatte er sich dieser Dinge, die zu Verräthern seines Geheimnisses werden konnten, entledigt?

„Er ist ermordet", sagte jetzt der Polizist mit großer Bestimmtheit, „hier hinter dem Ohr befindet sich die Schußwunde, die von einer Revolverkugel herrühren muß".

Ein Gemurmel des Entsetzens lief durch die versammelte Menge, die unwillkürlich bei den Worten des Gendarmen näher herandrängte. Da ertönte ein greller, furchtbarer Schrei, daß Alle zusammenfuhren. Fanny hatte ihn ausgestoßen, als sie ohnmächtig zu Boden stürzte. Ein Arzt leistete ihr Beistand, man trug sie bei Seite, das allgemeine Interesse wandte sich wieder dem grausigen Funde zu.

Der Todte trug weder Uhr noch andere Werthgegenstände an sich, hier schien eine Busennadel gesteckt zu haben, das Hemd verrieth ihren Platz durch die Stiche in der feinen Leinwand, es mußte sich um einen Raubmord handeln. Jeder hatte das Gefühl, als wäre er selbst der Gefahr entgangen; wer mochte der Mörder, wer der Ermordete sein?!

„Erwin, es ist Erwin, ich habe ihn genau erkannt", stieß jetzt Fanny hervor, die wieder zu sich gekommen war.

Alles drängte sich um sie und lauschte athemlos auf ihre Mittheilungen.

„Es ist Erwin von Wildburg, der reiche Majoratsherr", rief sie weinend aus. „O, deshalb habe ich vergebens gewartet, er war mir nicht untreu, er war todt, und während ich lachte und scherzte, hauchte er sein Leben aus!"

„Derselbe Herr, der die Zimmer bestellte und nicht nahm", fügte der Wirth hinzu.

Eine ungeheure Aufregung entstand. Ein so junger, vornehmer Mann, und auf solche Art und Weise zu enden! Fanny machte einige Mittheilungen über seine Verhältnisse, viel wußte sie nicht davon. Der Telegraph spielte nach allen Richtungen, die Untersuchung wurde mit größtem Eifer geführt, aber sie blieb resultatlos; es wurde keine Spur des Mörders entdeckt. Niemand wußte zu sagen, ob der junge Freiherr auf Stubbenkammer überhaupt eingetroffen sei; sein Vetter sagte aus, daß sie einige Stunden zusammengereist waren, in Stettin hatten sich ihre Wege getrennt. Der Buchhalter fand es nicht für gut, irgend welche Angaben über das nächtliche Abenteuer zu machen, dessen Zeuge er gewesen; der Hausknecht erinnerte sich dunkel der Abgabe des Schlüssels, er war halb im Schlaf gewesen und nicht im Stande, etwas über die Persönlichkeit auszusagen, welche das Verlangen an ihn gestellt hatte.

Nach einigen Wochen gab der Buchhalter seine Stellung auf, oder vielmehr erfüllte er seine Verpflichtungen so mangelhaft, daß der Wirth sich genöthigt sah, den sonst brauchbaren Menschen, der übrigens nirgends ausgehalten hatte, zu entlassen.

So verliefen alle Anstrengungen zur Aufklärung des Verbrechens erfolglos; Feinde hatte der junge, gutmüthige Majoratsherr kaum besessen, sein Unstern mußte ihn einem Verbrecher in die Hände geliefert haben, der ihn seiner Raubsucht opferte.

Der nunmehrige Majoratsherr, Albrecht von Wildburg, folgte als einziger Leidtragender aus der Familie dem reichgeschmückten Sarge in dem ungeheuren Zuge, der ihm das letzte Geleit gab. Wie sehr ihn das furchtbare Ende des Unglücklichen ergriff, bewies seine gebeugte Haltung; sein wankender Schritt und die tiefe Blässe seines Antlitzes; er

SLUB
Wir führen Wissen.